

Fassung vom 11. Juni 2026

Jahresempfang des Kirchenkreises Nürnberg am Donnerstag, 11. Juni 2026, 19 Uhr in St. Sebald in Nürnberg.

Es laden ein: Elisabeth Hann von Weyern, Regionalbischöfin, und Dr. Jürgen Körnlein, Stadtdekan.

Musik: Rüdiger Glufke

Festvortrag:

**In unsicheren Zeiten braucht es Hoffnung – sie trägt,
verwandelt und macht Mut zur Veränderung des
Augenblicks**

Von Heribert Prantl

Liebe Demokratinnen und Demokraten in und aus Nürnberg,

liebe Freundinnen und Freunde des Friedens,

liebe Sankt Sebalderinnen, liebe Sankt Sebalder,

Wenn man von der Hoffnung spricht, muss man mit der Angst und mit den Ängsten anfangen. Weil so viel Angst in der Welt ist, ist die Hoffnung so wichtig. Warum? Hoffnung ist die Durchquerung des Unmöglichen, **Hoffnung ist die Durchquerung der Angst**. Wenn ich hoffe, ist das keine Träumerei; keine Gefühlsduselei, keine Phantasie. Wenn ich hoffe, kann ich trotzdem realistisch bleiben, Angst haben, schlecht drauf sein. Hoffnung ist nicht das Gegenteil von alledem; das gehört dazu. **Hoffnung ist gelebtes Dennoch.**

Es ist viel Angst in der Welt. Die **Angst** vor Corona und neuen, anderen Pandemien, die **Angst** vor islamistischem Terror, die **Angst** vor dem Krieg in der Ukraine und in Iran; die **Angst** vor Krieg demnächst hier im Land und die **Angst** vor der neuen Weltunordnung. Es gibt die Angst vor einem Alter ohne soziale Sicherheit, die Angst vor einer persönlich und gesellschaftlich fried- und rechtlosen Zukunft.

Angst ruft danach, dass etwas getan wird; nein, nicht nur etwas, sondern alles – Repression, Prävention, alles miteinander, alles durcheinander und so viel wie möglich. Angst kann süchtig machen; süchtig nach den Mitteln und Methoden, die möglichst umfassende Abhilfe versprechen. **Die Angst ruft dann** nach denen, die diese Mittel und Methoden einsetzen wollen, die Angst ruft **nach Dealern mit der Angst;** und die lassen sich gerne rufen und bewirtschaften diese Angst. Es gibt da einen **politisch-publizistischen Verstärker-Kreislauf**, wie man ihn in Corona-Zeiten beobachten konnte, wie man ihn aber auch derzeit, wenn es um Abschreckung und Aufrüstung geht, beobachten kann. Die höchsten Vertreter der christlichen Kirchen kritisieren zurecht eine „zunehmende Militarisierung des Denkens“ und einen „Eifer für den Krieg“.

Liebe Freundinnen und Freunde des Friedens,

Es existieren gefährliche und ungefährliche Methoden, Ängste zu bändigen. Die ungefährlichen richten sich nach innen: Zu ihnen gehören vertraute Riten und Rituale, auch tröstende Gebete. Zu ihnen zählen auch die Rituale am Totenbett, die früher dazu dienten, die auf den Toten wartenden Geister zu bannen; und der schwere Grabstein, der aufs Grab gesetzt wird, war ursprünglich nicht dafür da, um darauf eine Namenstafel anzubringen, sondern um zu verhindern, dass ein Toter als Wiedergänger zurückkommt.

Gefährlich sind die aggressiven Methoden der Angstabwehr, diejenigen also, die sich nach außen richten: dazu gehört die die Suche nach Sündenböcken Auf die lädt man, was man selbst verbockt hat, projiziert auf sie das eigene Versagen und schickt sie in die Wüste, um die Strafe von sich selbst abzuwenden. Dies war und ist noch immer und immer wieder todfährlich.

Ein anderes Beispiel ist die Hexenjagd. Jahrhundertlang genügte das bloße Gerücht, Eine – es waren vor allem Frauen - sei mit dem Teufel im Bunde, um sie gefangen zu setzen, zu Geständnissen zu zwingen und dann zu verbrennen. Die Sündenböcke und die Hexen heißen heute anders; und auch die Sanktionen haben sich geändert. Aber eines ist geblieben: Immer dann, wenn die Menschen stigmatisiert werden (als Mutter aller Probleme, als Stadtbildstörer, als Religionsfeinde, als Erbfeinde, als Rassenfeinde, als Feinde des Volksempfindens) immer dann wird es extrem gefährlich. Wenn mit solchen Stigmatisierungen die Menschenwürde relativiert wird, war und ist das der Beginn des Terrors der Macht. Wer in rechtsextremen Wahlprogrammen liest, wie dort Menschen als wertvoll und als wertlos klassifiziert werden, der weiß, wie dieser Beginn beginnt.

Liebe Freundinnen und Freunde der Hoffnung,

Als ich mich auf diesen heutigen Vortrag vorbereitete und mir gerade die eben vorgetragenen Absätze notiert hatte, habe ich, es ist etliche Wochen her, im **Carl-Orff-Zentrum in München** die Uraufführung eines Melodrams erlebt, das von der Angst handelt und von der Hoffnung – Ark Nitsche war dabei, wir haben uns anschließend über das uraufgeführte Stück unterhalten, es heißt „Der Sternenverkäufer“. Komponiert hat es der 85jährige lebenskluge Münchner Komponist Wilfried Hiller, ein Meisterschüler von Carl Orff. Mit Werken wie „Norbert Nackendick“ und dem Dauerbrenner „Das

Traumfresserchen“ wurde Hiller in Zusammenarbeit mit seinem verstorbenen Librettisten Michael Ende zu einem der heute meistgespielten deutschen Bühnenkomponisten. Ich möchte Ihnen von diesem Uraufführungsabend des „Sternenverkäufers“ erzählen, weil er zum Thema unseres Jahresempfangs passt.

Das vertonte Märchen, das da zum ersten Mal in der Öffentlichkeit präsentiert wurde, handelt von der Angst der Juden **in einem fiktiven Ort namens Beleopol**, es handelt von der Angst, die sie besetzt und beherrscht - und davon, wie sie von dieser Angst befreit wurden. Der ukrainisch-jüdische Dichter Alexander Kostinskij hat dieses Märchen geschrieben. Es beginnt mit einer eindringlichen Beschreibung dieser Angst: „**Angst, das ist**, wenn Du nicht wagst, den Blick zu heben und nur mit gesenktem Kopf herumläufst. **Angst, das ist**, wenn dir jemand ins Gesicht spuckt und du die Hand nicht hebst, um ihn zu schlagen, sondern nur, um dir die Spucke abzuwischen, und du still weinst, lautlos, weil du fürchtest, durch dein Weinen den Beleidiger zu belästigen.“ In der musikalischen Aufführung dreht der Schlagzeuger bei dieser Beschreibung langsam und leise die Windmaschine. Und dann beginnt der Pianist die ukrainische Melodie „Ein Traum spaziert am Fenster vorbei“ zu spielen.

Die Juden von Beleopol lebten mit einem krummen Rücken und sie wagten es nicht, den an ständige Demütigungen gewohnten Blick zu heben. Ihre Angst war so groß, dass die Männer den Gebärenden zur Sicherheit den Mund zuhielten, damit niemand erfuhr, dass wieder ein jüdisches Kind geboren wurde. Es ist eine existentielle Angst, die da beschrieben wird; eine Angst aus leidvoller Erfahrung, eine, die durch Mark und Bein geht; es ist eine Angst, die die Menschen in ihrem Innersten gepackt und verändert hat.

Diese Angst findet sich **nicht allein unter den Juden von Beleopol, sie findet sich unter den Juden in Tel Aviv und New York, in London und Berlin.** Sie ist erfahrungsgesättigt durch Jahrhunderte der Verfolgung und Pogrome. Sie hat neue Nahrung bekommen durch den Massenmord am 7. Oktober 2023. Sie hat eine Kehrseite, die heißt: **Nie wieder Opfer werden.** Sie äußert sich als ein über Generationen weitergegebenes persönliches Leiden. Sie äußert sich als aggressive Sicherheitspolitik und in der enthemmten Kriegsführung eines Benjamin Netanjahu. Angst vor Gefahr ist also nicht ungefährlich. Sie äußert sich aber auch in einer großartigen Fähigkeit zu Humanität, Hellsicht und Versöhnung eines Martin Buber oder heutzutage eines Meron Mendel.

Die Ängste, die uns heute hier beschäftigen, sitzen vielleicht nicht so tief wie die Angst der Juden von Beleopol, es sind aber auch diese Ängste, die das Bewusstsein prägen. Es ist nicht eine allumfassende Lebensgrundangst, die uns heute quält. Es sind **wechselnde Ängste, die in unseren Alltag einziehen, die dort schon ein- und ausgezogen sind.** Es gibt auch eine anhaltende Angst vor der neuen Weltordnung, in der das Völkerrecht immer weniger zählt, in der die Politik der bisherigen westlichen Führungsmacht USA zu Dealerei degeneriert und der US-Präsident zum Dealer wird, vor dessen Deals das Sichere nicht mehr sicher ist. Die neue Angst handelt von dem Zersplittern alter Sicherheiten. Und über all dem schwebt die Klimakatastrophe, die angesichts der anderen Katastrophen schon fast aus dem Blick und dem Sinn verschwunden ist.

Zygmunt Bauman, der in einer jüdischen Familie geborene polnisch-britische Soziologe und Philosoph, spricht von „Liquid fear“, fließender Angst. So heißt sein letztes posthum erschienenes Buch. Ängste, so Bauman, sind kein Naturereignis. Sie werden gesellschaftlich produziert, in Umlauf gebracht und in Bewegung gehalten; sie werden flüssig und sind nicht lokal begrenzt und beherrschbar. Paradoxe Weise sind die sichersten Gesellschaften oft die ängstlichsten. Ein alltägliches Beispiel, das mir einfällt: Menschen, die dauernd zum Arzt gehen und sich bestätigen lassen, dass sie gesund sind, werden dadurch nicht ruhiger, sondern panischer.

Dazu passt, dass vor allem die Wochenendausgaben von Zeitungen voll von Seiten sind über gesunde Ernährung, medizinischen Tipps und psychischen Ratgebern, die Langlebigkeit fördern sollen. Vordergründig bedienen sie Bedürfnisse der Leser; zugleich aber schaffen sie Bedürfnisse und kultivieren die Angst vor Krankheit, Tod und Versagen.

Zurück zur großen Politik. Es jubelt der Wahnsinn und es tanzt der Tod. Wir erleben Terrorakte und Kriege, wir erleben das Völkerrecht im Delirium. Die Feinde im Nahen Osten zerstören gegenseitig ihre Gas- und Ölfelder. In den Armenvierteln Lateinamerikas gehen den Familien die Gaskartuschen zum Kochen aus. In Afrika geht den Bauern der Dünger aus. Und bisweilen habe ich auch die Befürchtung, **der Hoffnung geht die Puste aus.**

Es ist, so sage ich in meinen Vorträgen gern, als habe die Weltgeschichte den Weltstaubsauger eingeschaltet; es ist, als würden

die bisherigen Sicherheiten weggesaugt. Eine Weltgeschichte, die alle Sicherheiten einsaugt, frage ich mich dann freilich – wie soll das gehen? Die Geschichte ist kein handelndes Subjekt, sondern das Produkt der Aktionen von Subjekten. Und wenn man schon das Bild vom Staubsauger aufruft: An den Reglern für die Saugleistung sitzen Autokraten und Diktatoren, sitzen Leute wie Putin, Trump und Xi Jinping.

Und die sorglosen **Tech-Milliardäre**, die ihre Vermögen mit und auf digitalen Plattformen verdienen, die Zeitungen aufkaufen wie Äpfel und die bei Trumps Inauguration ihren Beifall gespendet haben?

Haben sie ausgesorgt? Sollte man meinen – es ist aber nicht so.

Der Internetpionier Douglas Rushkoff hat ihnen **apokalyptische Angst** attestiert. In seinem im letzten Jahr erschienen Buch „Survival of the Richest“ gibt Rushkoff Auskunft über das Weltbild der Superreichen. Er beginnt mit einer realen Begegnung: Fünf Tech-Milliardäre laden ihn in ein Luxusresort ein – nicht, wie er vermutet hat, um über Innovation zu sprechen. Nein, sie wollen unbedingt von ihm erfahren, wie sie den Zusammenbruch der Zivilisation überleben können. Sie nennen es „das Ereignis“.

Diese Elite glaubt nicht mehr an eine gemeinsame Zukunft. Sie sieht sich auch nicht mehr als Teil der Gesellschaft, sondern als kleine Gruppe der Überlebenden und beschäftigt sich mit Fluchtstrategien. Sie plant Marskolonien, auf die sie und ihresgleichen fliehen können, wenn die Erde unbewohnbar geworden ist; sie plant auch schwimmende Städte. Das Problem: Allein geht das am Ende doch nicht. Man braucht dazu Bedienstete. Sicherheitspersonal zum Beispiel. Aber in dieser apokalyptischen Angst-Welt gibt es nur Misstrauen. Wie kann man die Leibwächter im Ernstfall

kontrollieren? So etwas überlegen sie vor den Augen und Ohren Rushkoffs und phantasieren von Disziplinarhalsbändern.

Rushkoff zeigt, wie dieses „Mindset“ aus technokratischem Größenwahn, Angst und Entfremdung entstanden ist und warum es unsere Gesellschaft destabilisiert. Dabei hat ein großer Teil dieser gefährlich Verrückten, einst mit Vorstellungen von Freiheit und Demokratie begonnen und mit dem Traum, das Internet und unbegrenzte Kommunikation könne Freiheit und Demokratie verwirklichen. Geblieben sind eine libertäre Schrumpfform von Freiheit, eine im Kern inhumane, transhumanistische Chimäre und die Ersetzung von Demokratie durch Technologie.

Man möchte das als surrealen Futurismus auslachen. Aber diese Entwicklung ist in der Tat ein Grund zur gesunden Furcht. **Elon Musk** herrscht über einen Großteil der Satelliten und somit über den Zugang zu Kommunikation. Mit dem Department of Government Efficiency hatte er Zugriff auf die sensibelsten Daten der USA erhalten und geholfen, die Administration zu zerschlagen. **Jeff Bezos** hat in kürzester Zeit eines der wichtigsten Medien, die „Washington Post“, ruiniert. **Marc Zuckerberg** nimmt Standards zurück, die vor Gewalt, Hass und Fakes schützten. Das sind nur drei beunruhigende Beispiele, die zeigen, wie wichtig der Widerstand der EU gegen die Deregulierung der Plattformen ist.

Fürchtet Euch nicht. Ängstigt Euch nicht. Und ich füge dazu: **Habt Hoffnung.** Sie kennen diese Wort-Trias, es ist eine der zentralen

Botschaften der Bibel. Es sind drei so unglaublich schöne Wörter; sie sind so kraftvoll, so optimistisch, so zugewandt und zärtlich, so hoffnungsfroh und hoffnungsstark, so lebensfreundliche und lebenskräftig. Die drei Wörter reihen sich zu einem der ganz kurzen, aber ganz großen Hauptsätze, die die Kirchen zu bieten haben. Das ist Weihnachten, Pfingsten und Ostern gleichzeitig. Habt Hoffnung.

Fürchtet Euch nicht, Ängstigt Euch nicht. Habt gute Hoffnung. Das sagt sich schnell, aber es glaubt sich schwer. Vielleicht ergeht es Ihnen so wie mir: Entängstigung ist schon jahrzehntelang nicht mehr so schwer gefallen wie heute.

Die innenpolitische Lage trägt zur Verängstigung bei, die Wahlerfolge der **Rechtsextremisten** beunruhigen zutiefst. Man liest nachdenklich den Satz, den Franz Grillparzer schon 1849 geschrieben hat: „Von der Humanität durch Nationalität zur Bestialität“. Und man ahnt und weiß, dass die Humanität wieder bedroht ist, massiv wie schon Jahrzehnte nicht mehr. Sie ist bedroht von gemeiner Rede und gemeiner Tat, von der Lust an politischer Grobheit, von Flegelei und Unverschämtheit, von der einer rabiaten Missachtung des Respekts und der Achtung, die jedem Menschen zusteht - dem einheimischen Arbeitslosen, dem Flüchtling wie dem politischen Gegner. Man kann solche Bedrohungen nachlesen in Wahlprogrammen der AfD, die falsch Regierungsprogramm genannt werden.

Ich will die Angst der Juden von Beleopol aus dem Melodram von Wilfried Hiller und dem Märchen von Alexander Kostinskij nicht gleichsetzen mit den Ängsten, die uns heute umtreiben. Aber ich will

ihnen erzählen, wie es den Menschen in Beleopol gelungen ist, sich von der Angst zu befreien. Es ist nur ein Märchen, aber eines mit einem tiefgründigen Kern. Also, es war so: Da klopfte eines Tages ein Mann am Haus des Schmiedes Benjamin und der sagt zum Schmied: „Ich verkaufe Sterne, ganz billig. Ein Stern eine Kopeke.“ Der Verkäufer hieß Abraham. Er lockte und animierte, er besuchte alle Häuser, alle Familien - denn eine Kopeke, das war ja nicht viel und dafür bekam man von Abraham ein Papier mit Wappen und Unterschrift, darauf stand der Name des Verkäufers und der Name des Besitzers des Sterns ... Jeder bekam seinen eigenen Stern und jeder Stern hatte einen Namen und eine Beschreibung.

„Als dann der Abend kam, führte Abraham die Leute aus den Häusern heraus und zeigte ihnen ihre Sterne. Sie taten sich schwer damit, „den ewig gebeugten Rücken aufzurichten und die hängenden krummen Schultern zu recken, und noch schwerer war es, den ständige Demütigungen gewohnten Kopf zu heben. Die Knochen knackten, die Gelenke schmerzten, der Kopf tat weh. Aber die Menschen blieben trotzdem stehen, sie blickten zu Himmel und suchten die Sterne. ... Jeden Abend verließen die Menschen ihre Häuser und hoben hartnäckig den Kopf und die Buckel verschwanden, und breiter reckten sich die Schultern. Manche standen so eine Stunde oder zwei. Andere noch länger ... und Tropfen für Tropfen verließ die Angst die Herzen. Die Menschen wurden zu Menschen. Schön. Stark. Stolz. Genauso, wie Menschen sein sollen“.

Das Märchen hat eine Doktrin, eine Lehre, und die formuliert der Märchenerzähler so: „Angst erzeugt Rechtlosigkeit.“ Deswegen hat der Sternverkäufer den Menschen in Beleopol die Angst zu nehmen versucht. Und es ist ihm gelungen. **Die Angst nehmen – das ist kein Universalrezept, weil Angst auch wichtig sein kann;** dazu komme

ich noch, also dazu, wann und warum Angst auch wichtig sein kann; die Angst nehmen, das ist auch deswegen kein Universalrezept, weil es oftmals nicht ausreicht, stark und stolz zu sein, wenn die Gefahr übermächtig ist. Aber der innere Stolz und die innere Stärke führen dazu, dass man gewappnet ist und vorbereitet und, ganz wichtig, dass man der Realität ins Auge sehen kann.

Angst überwindet man nicht, indem man entscheidet, keine Angst zu haben. Auch sind nicht die mutig, die angstfrei sind, sondern die, die trotz ihrer Angst Haltung zeigen. Sie muss auch gar nicht ganz verschwinden, das tut sie in der Regel nicht. Sie soll aber nicht die Oberhand und die Übermacht behalten.

Die Medien spielen in dem Märchen-Melodram von der Angst in Beleopol keine Rolle; sie kommen gar nicht vor. Ich habe mir freilich beim Zuschauen und Zuhören überlegt, was Medien in Beleopol über einen solchen Sterneverkäufer gesendet und geschrieben hätten. Wahrscheinlich hätten sie vor einem Betrüger gewarnt, der den Leuten Unsinn erzählt und damit Geschäfte macht. In Kommentaren und Kolumnen würde wohl an Hans Christian Andersens Erzählung „Des Kaisers neue Kleider“ erinnert. Da lässt sich bekanntlich ein eitler Kaiser von betrügerischen Schneidern prächtige, aber angeblich unsichtbare Kleider machen – Kleider, die, so behaupten die betrügerischen Schneider, nur kluge Menschen sehen können. Niemand gesteht, dass er diese Kleider nicht sieht, auch der Kaiser nicht, weil niemand als dumm gelten will, auch der Kaiser nicht. Schließlich zieht der Kaiser nackt in einem Umzug durch die Stadt. Erst als ein Kind ruft, der Kaiser habe ja gar nichts an – er erst dann erkennen alle die Wahrheit. Es ist dies eine Posse über Leute, die einem das Blaue vom Himmel versprechen.

Das Märchen vom Sternenverkäufer ist von anderer Art. Der Sternenverkäufer ist kein Betrüger, er nimmt die Menschen nicht aus, er nimmt sie an – und er nimmt ihnen die Angst, für eine Kopeke, für ganz wenig Geld; er holt sie aus ihrer Verkrümmung in sich selbst heraus. Wer unverkrümmt, wer selbstbewusst und stark ist, der wird nicht mehr so leicht zum Opfer, nicht zum Opfer von Macht, nicht zum Opfer Demütigung, nicht zum Opfer von Manipulation.

Es ist viel Angst in der Welt. *In der Politik* kann man die Angst und die Ängste für den Wahlkampf nutzen, man kann sie gut brauchen für Machterhalt, Machtgewinn und Machterweiterung. *Für die Medien* gilt das auch; wenn es um die Medien geht, dann heißen Machterhalt, Machtgewinn und Machterweiterung freilich anders: Sie heißen Auflage, Einschaltquoten, Abrufzahlen, sie heißen Klicks und Likes, sie heißen Website-Traffic und Scrolltiefe. Macht, Erfolg und Einfluss messen sich bei den Medien auch an der Zahl der Paywall-Durchbrüche und an der Zahl der Conversions-Raten.

Liebe Freundinnen und Freunde der Hoffnung,

Wir sind hier in einer in einer wunderbaren Kirche. Und Pfingsten ist noch nicht lang her. Daran liegt es vielleicht, dass ich bei der Geschichte darüber, wie die angstbesetzten Menschen in Beleopol, die ich Ihnen ausführlich erzählt habe, an die elf Männer in Jerusalem gedacht habe, die Apostel genannt werden: Die hatten sich versteckt vor den Verfolgern der römischen Besatzungsmacht; sie hatten die Türen geschlossen, sie hatten die Fenster verriegelt. Der, der ihnen

Sinn gegeben hatte, war nicht mehr bei ihnen. Was sollten sie noch tun? Sie hatten kein Vertrauen mehr. Die Zukunft konnte ihnen gestohlen bleiben. Alles aus und vorbei. Alles gelaufen. Keine Hoffnung mehr. Frust machte sich breit. Man erzählte sich von früher. Doch wenn man daran dachte, was kommen würde - dann konnte man nur die Augen zumachen. Einige hatten von Auferstehung erzählt. Ja. Schön wär's. Aber ihnen war nicht danach zumute. Und sie waren ja auch nur ganz kleine Lichter. Leute, auf die man nicht hörte. Fischer. „Fischer bleibt bei euren Netzen“, sagte man ihnen. Reden? Sie? Nein, sie waren keine Leute, die reden konnten. Und wer wollte ihnen auch zuhören?

Aber inmitten der Tristesse war ihnen, als würden Feuerzungen aus ihnen lodern; es war ihnen, als würden sie innerlich brennen. Und sie fühlten eine unbändige Kraft in sich. Sie verließen ihr Versteck, sie gingen unter die Leute, sie gingen auf den Platz; sie fingen an zu reden. Sie redeten von Auferstehung; von einer neuen Welt. Und was sie sagten, traf die Leute mitten ins Herz. Sie redeten von Frieden und Versöhnung.

Und ich dachte bei der Geschichte über die angstbesetzten Menschen in Beleopol nicht nur an die Apostel am Ur-Pfingsttag. Ich dachte auch an ein Mädchen, das aus der öffentlichen Debatte schon wieder verschwunden ist – und von dem es heute heißt, sie sei nah dran, in eine antisemitische Richtung abzudriften. Damals, in der Zeit, von der ich rede, war sie sehr jung. Sie hatte Panikattacken; sie konnte nur schwer Blickkontakt halten. „Unsere Tochter verschwindet in einer Art Dunkelheit“, schrieb ihre Mutter verzweifelt ins Tagebuch, als sie elf war. Die Psychologen hatten Namen dafür: Essstörung. Angststörung. Autismus. Das Mädchen schaute Filme über

Klimazerstörung und dachte: „Ihr klaut uns unsere Zukunft.“

Eines Tages brannte etwas in ihr. Sie ging nicht zur Schule. Sie ging auf dem großen Platz vor dem Königspalast in Stockholm. Sie hatte ein selbstgemaltes Schild dabei, auf dem stand: Schulstreik fürs Klima. Sie setzte sich einfach nur hin. Und die Menschen wurden neugierig. Sie fragten das Mädchen: Warum? Und sie antwortete: für unsere Zukunft. Das Mädchen hieß Greta. Und sie gewann Anhänger. Die Anhänger wurden immer mehr. Gut, einige Kritiker sagten: „Die sollen doch in die Schule gehen. Die sollen das den Experten überlassen. Die sind viel zu jung dafür. Was für ein Quatsch.“ Aber die Anhänger wurden immer mehr. Und Hoffnung machte sich breit. Es war Hoffnung, die heute schon wieder verschwunden ist – weil sie keinen Platz mehr hat in den vielen Nachrichten, die vom Krieg handeln.

Liebe Gäste in St. Sebald, liebe Hoffende,

Die Frage ist nicht, welche Zukunft man hat oder erduldet, die Frage ist, welche Zukunft man haben will und wie man darauf hinlebt und hinarbeitet. Die Frage ist nicht, was auf die Gesellschaft zukommt, sondern wohin sie gehen will. Zukunftsfähigkeit muss daher neu definiert werden, nämlich so: Wie wird die Zukunft fähig für die Gesellschaft? Wie wird sie fähig für ein Leben, das mehr ist als ein Überleben? Wie bleibt das Leben lebenswert für die kommenden Generationen? Durch Kriegstüchtigkeit oder durch Friedenstüchtigkeit? Zukunft sollte so sein (und kann so sein), dass Menschen keine Angst um ihre Existenz haben müssen und heil und friedlich leben können.

Angst. Darf man keine Angst haben, um eine solche Zukunft ohne Existenzangst zu gewinnen? Muss man völlig furchtlos sein? Die Angst gehört zum Leben, genauso wie der Durst. Sie pfeift auf eine Einreiseerlaubnis. Sie ist da; und einfach zu fordern, dass man keine Angst haben darf, wäre einigermaßen blöd. Es gibt die Angst, die Anderen zu verlieren, es gibt die Angst, sich selbst zu verlieren, es gibt die Angst die Kontrolle zu verlieren, es gibt die Angst, die Hoffnung zu verlieren. Es gibt kein angstfreies Leben und keine angstfreien gesellschaftlichen Räume. Angst ist normal, auch wenn sie nicht schön ist. **Angst kann lebenswichtig sein. Angst schützt. Und Angst kann Quelle sein von Kreativität und Befreiung; der Angst wohnt inne, dass man sie überwinden will.**

Wer Angst nicht zulässt, wer sie gar so verachtet, dass er immer den Helden spielen muss, bringt sich und andere in Gefahr. Angst ist ein wichtiges Warnsystem genauso wie der Schmerz. „Wer gehen nicht auf die Straße, damit Sie Selfies mit uns machen und dass Sie es bewundern, was wir tun“, sagte Greta Thunberg einst im britischen Parlament. „Wir Kinder tun dies, um Sie, die Erwachsenen, aufzuwecken. Wir Kinder tun dies, weil wir unsere Hoffnungen und Träume zurückhaben wollen.“ Die Welt braucht eine neue/zweite Greta Thunberg, eine für das Klima, eine für den Frieden.

Fürchtet Euch nicht. Ängstigt Euch nicht. Habt Hoffnung: Die Weihnachts-Ostern-Pfingstbotschaft will die Angst nicht wegbeheben, sie verlangt nicht, die Angst zu verstecken oder sie sich abzutrainieren. Es geht darum, **fruchtbar, nicht furchtbar** mit der Angst umzugehen, es geht darum, **die Angst nicht zum Geist, zum Ungeist der Angst wachsen zu lassen**; es geht darum, dass die Angst

nicht neurotisch wird; wenn das passiert, wird sie populistisch ausbeutbar. Der Ungeist der Angst ist ein gefährlicher Geist. Er kann aggressiv machen. Er kann anfällig dafür machen, sich manipulieren zu lassen. Wer vom Ungeist der Angst ergriffen ist, glaubt gerne alles: dem Guru, der die Erlösungsformel parat hat; dem Quacksalber, der das Wundermedikament anbietet; dem Politiker, der die einfache Lösung hat. Daher ist die Versuchung so groß, mit dem Geist der Angst zu regieren und mit dem Geist der Angst Auflage, Einschaltquoten und Klickzahlen zu machen.

Nicht nur die religiösen Fundamentalisten und die populistischen Extremisten beherrschen das. Auch in den aufgeklärten Staaten des Westens ist viel Angst aufgebaut, ja systematisch gezüchtet worden – vor den Flüchtlingen, vor dem Islam, vor dem Terror, vor dem Überfall Putins auf Europa. Die Angst vor dem Terror hat die Politik und den Alltag kontaminiert. **Der Mechanismus der Angst funktioniert hier wie eine riesige Orgel:** Vor ihr sitzen viele Spieler – nicht nur Autokraten und Diktatoren, nicht nur Terroristen, sondern auch demokratische Politiker, Kommentatoren und Blogger. Aber Menschen, die gute Hoffnung haben, lassen sich davon nicht irre- und kirremachen. Wie kriegt man gute Hoffnung?

Die Grundrechte sind das, was in dem Märchen vom Sternenverkäufer die Sterne sind – und sie sind auch, im Gegensatz zu den Sternen, greifbar. Man kann sich an ihnen festhalten, man kann sich an ihnen aufrichten. Das ist wichtig in Zeiten der Krise. Und das gibt die Kraft, die man in Zeiten der Krise braucht.

Gewiss: Man kann Zukunftslosigkeit so finster beschreiben, dass die Zukunft vor einem wegläuft. Man kann die Leiden der Zeit immerzu und in allen Facetten betonen und die Indizien des drohenden

Untergangs präsentieren. Aber solches Katastrophalisieren führt zu Depression und Aggression. Selbst wenn es keinen Anlass zum Hoffen gibt, gibt es doch einen Grund dazu: Da, wo man die gute Hoffnung fahren lässt, wird die Welt zur Hölle.

„Lasst, die ihr eingeht, alle Hoffnung fahren“, steht, so schreibt Dante in seiner "Göttlichen Komödie", in dunkler Farbe auf der Pforte zur Hölle. Hoffnung lässt die Welt nicht zum Teufel gehen. Es gilt, dem Unglück und dem Unheil den totalen Zugriff zu verweigern.

Wir leben in einer Gefahrengemeinschaft, die spürt, wie sich Bedrohungen zusammenballen und immer größer werden. Man würde sich wünschen, dass es, wie gegen Corona, auch eine hoffentlich dann gute, möglichst nebenwirkungsfreie Impfung gegen die Aggression in der Ukraine gäbe, dass es auch eine Impfung gäbe gegen die Kriegsfolgen, eine Impfung gegen Gewaltherrschaft und für die Demokratie, eine Impfung für ein starkes, resilientes Europa – eine Impfung zur Stärkung der Zuversicht und gegen die Hoffnungslosigkeit. Aber so einfach geht es nicht. Die Hilfe kommt nicht von außen, sie kommt nicht aus der Apotheke. Sie kommt aus uns selbst.

Hoffnung – das ist das Wort der Stunde, der Woche, des Monats, des Jahres. Wir leben in einer Mischung aus Müdigkeit, Gereiztheit und Angst. Es gibt, wen wundert es, eine Lust am katastrophischen Denken; sie ist gefährlich, weil sie die Hoffnung zerstört, die nötig ist, um die Krise, die Krisen zu aushalten und zu bewältigen. Wir brauchen kreative Kraft, um die Klimakrise zu überleben. Wir brauchen diese kreative Kraft, um den Menschen in der Ukraine, im

Nahen und Mittleren Osten zu helfen. Wir brauchen diese Kraft, um Frieden zu stiften und zu finden in einer Welt des Unfriedens. Wir brauchen diese Kraft für den Kampf gegen die Kinderarmut, wir brauchen sie für eine gute Bildungspolitik. Wir brauchen sie für den Schutz der natürlichen Lebensgrundlagen. Der Erhalt der natürlichen Lebensgrundlagen ist keine Frage von gut oder böse, von fair oder unfair. Es ist eine Frage der Selbsterhaltung.

Wir brauchen die Kraft der Hoffnung. Wie geht so ein Hoffen? Muss man sich selber einen Vor-Schuss an Optimismus impfen, bevor man anfängt, etwas zu tun – muss man sich selbst die Gewissheit injizieren, dass es etwas bringen wird? So ist es nicht.

Václav Havel, als Dissident immer wieder inhaftiert und später erster Staatspräsident der Tschechischen Republik, hat es so formuliert: "Je ungünstiger die Situation ist, in der wir unsere Hoffnung bewähren, desto tiefer ist diese Hoffnung. Hoffnung ist eben nicht Optimismus. Hoffnung ist nicht die Überzeugung, dass etwas gut ausgeht. Sondern Hoffnung ist die Gewissheit, dass etwas Sinn hat, ohne Rücksicht darauf, wie es ausgeht." Deshalb darf, deshalb muss man auch im Ukraine-Krieg die Hoffnung haben, dass in Verhandlungen ein Weg zum Frieden gefunden werden kann. Es ist ein unheilvoller Defätismus zu sagen, dass das eh nichts bringt, und man das deshalb gar nicht erst versucht. **Hoffnung beginnt damit, dass man sich ans Werk macht, einfach weil es wahr ist, einfach weil es ein Muss ist, dem man nicht widerstehen kann, auch wenn man sich auf verlorenem Posten sieht.**

Liebe Freundinnen und Freunde des Friedens hier in Nürnberg,

Von Walter Benjamin stammt die Feststellung: „Dass es ‚so weiter‘ geht, ist die Katastrophe ... Die Rettung aber hält sich an den kleinen Sprung in der kontinuierlichen Katastrophe.“ Auf diesen Sprung, auf diesen Riss hat Leonard Cohen einen schmerzlich schönen Song gedichtet, „Anthem“ hat er es genannt, also „Hymne“.

Erst hält er eine wirklich niederschmetternde Bestandsaufnahme über den Zustand der Welt: „The wars they will be fought again / The holy dove, she will be caught again ...“. Also: „Die Kriege werden kein Ende nehmen. Die Friedenstaube wird wieder eingefangen, sie wird verkauft und wieder gekauft. Die Friedenstaube ist niemals frei.“ Cohen lässt also keine Chance auf die Hoffnung, dass die Welt jemals wieder heil wird. Und er hat ja leider recht: Die Waffenarsenale sind weiter gewachsen, ihr Zerstörungspotential ist unermesslich. Die Gefahr eines nuklearen Infernos ist so nah wie noch nie seit dem Zweiten Weltkrieg. Die weiße Taube braucht wieder Kraft, auch Symbolkraft.

Cohen besingt aber die Risse im Gehäuse der Geschichte, durch die das Licht kommen, er besingt die Ritzen, durch die die Hoffnungsschimmer einfallen. An diese Ritzen, so meint er, so meine ich, müssen die Veränderungen ansetzen. Es gibt die Risse und Ritzen auch dort, wo ein Netanjahu, ein Trump, ein Putin sie zu verstopfen und zu verkleistern wollen.

Je größer die Probleme, umso wichtiger ist die Hoffnung – die Kraft, die in der Hoffnung steckt. **Das ist nicht nur im Leben einer Gesellschaft, das ist auch im Leben des Einzelnen so.** Die größte Hoffnung findet man nicht selten bei denen, die keinen Grund haben zu hoffen. Eine Pfarrerin, die Sterbende begleitet, erzählt mir, dass sie Schwerstkranke erlebt hat, die bis zum Schluss hofften. Sie hofften, bis sie starben. Im Lauf der Krankheit änderte sich ihre Hoffnung: Anfangs hofften sie auf Heilung, später auf eine gute Begegnung, auf einen Besuch, auf einen schönen Tag; und dann auf ein seliges Ende.

Haben sie sich etwas vorgemacht? Nein, sie machten sich nichts vor, sie hofften. Das sind zweierlei Dinge.

Aber wenn es nicht gut ausgeht? Wenn es kein Happy End gibt? War dann die Hoffnung umsonst? Das Leben ist kein Hollywoodfilm. Es gibt das Scheitern der besten Sache; es gibt den unaufhaltsamen Fortgang einer Krankheit, den Fortgang eines Elends aller Hoffnung zum Trotz. Dennoch: Sollte ein Höllenbewohner von Guantanamo aufhören zu hoffen, irgendwann freizukommen? Soll ein Bewohner der elenden Flüchtlingslager aufhören zu hoffen, irgendwann ein Zuhause zu finden? Sollte der unheilbar Kranke aufhören zu hoffen, Heilung zu finden? War die Hoffnung dann dummes Zeug, wenn er nicht freikommt, wenn er kein Zuhause findet, seinen Lebtag keinen Frieden sieht, am Ende doch stirbt? Kaum eine Hoffnung ist je umsonst. Die Philosophin Corinne Pelluchon nennt Hoffnung „die Durchquerung des Unmöglichen“.

Ein Hoffen, das nicht die Augen verschließt vor der Wirklichkeit, wie sie ist, hat Wert und Würde jenseits des Erfolgs. Manche meinen, ein Scheitern strafe den Hoffenden Lügen. Wer so urteilt, betrachtet die Dinge vom Ende her, vom vermeintlichen Erfolg oder Misserfolg. Man sollte die Dinge aber von der Mitte des Tuns aus betrachten. Inmitten der Arbeit, inmitten des Entschlusses, inmitten der Krankheit und des Leidens macht die Hoffnung den Menschen größer als die Angst. Wenn ein Mensch sich das Leben nimmt, dann liegt es meistens nicht daran, dass die Dinge sind, wie sie sind. Es liegt daran, dass ihm jede Hoffnung fehlt – selbst die Hoffnung, wieder hoffen zu können. Der Suizid ist der Notausgang aus der vollkommenen Hoffnungslosigkeit.

Hoffnung hilft, die Dinge nicht nur zu ertragen, sondern zu tragen, auch die eigentlich unerträglichen. Und wenn man nicht mehr hoffen kann? Was ist, wenn der Hoffnung der Atem ausgeht? Hoffnung ist zwar etwas Tätiges, aber sie ist keine Sportart, die man trainieren kann. Dann ist man darauf angewiesen, dass Andere für einen hoffen. Und man kann sich anstecken lassen von der Hoffnung Anderer.

Es ist bitter, wenn das Wort Zukunft vom Frohwort zum Drohwort wird. Das darf nicht passieren. Auch die bedrohlichen politischen Irrlehren der Gegenwart, der populistische Extremismus und der neue aggressive Nationalismus, sind keine Naturgewalten, sie sind nicht zwangsläufig, sie kommen nicht einfach unausweichlich auf uns zu und über uns. Es gibt keine Zukunft, von der man sagen könnte, dass es sie einfach gibt, dass sie einfach über uns kommt. Zukunft ist nichts Feststehendes, nichts Festgefügtes, Zukunft kommt nicht einfach – es gibt nur eine Zukunft, die sich jeden Augenblick formt: je nachdem, welchen Weg ein Mensch, welchen eine Gesellschaft wählt, welche Entscheidungen die Menschen treffen, welche Richtung die Gesellschaft einschlägt. Die Zukunft ist nicht geformt, sie wird geformt.

Der Wert der Hoffnung misst sich nicht daran, wie realistisch sie ist, und auch nicht daran, ob sie am Ende von Erfolg gekrönt ist. Nelson Mandela hielt die Hoffnung auf ein anderes Südafrika durch, obwohl wenig dafür sprach in all den Jahren, die er im Gefängnis saß, in denen er alt und älter wurde. Nelson Mandela hat recht behalten mit

seiner Hoffnung. Was wäre, wenn er nicht recht behalten hätte? Wäre er zuschanden geworden an seiner Hoffnung? Hätte er sich am Ende seines Lebens für sie schämen müssen, weil sie eine Illusion war? Semiya Simsek, die Tochter des Blumenhändlers, den die rechtsextreme NSU-Terrorbande erschossen hat, sagte in einem Interview, sie habe sich all die Jahre gewünscht, „einfach den Tätern gegenüber sitzen und in die Augen blicken zu können“. Das schien eine verrückte Hoffnung; aber sie war nicht verrückt, sie hat ihr vielmehr geholfen, nicht verrückt zu werden.

Manchmal scheint es keinen Ausweg mehr zu geben, manchmal gibt es wirklich keinen mehr. Manchmal scheint alles verloren zu sein, manchmal ist wirklich alles verloren. Manchmal gibt es nichts mehr, was Rettung bringt oder wenigstens Zuversicht: keinen Aufschub, keinen Ausweg, keine Flucht und keine Fristung; es gibt nur das echt oder vermeintlich Unabänderliche: kein Ostern, nirgendwo; keine Auferstehung, kein Halleluja.

Manchmal schlägt diese Erkenntnis ein wie ein Blitz; manchmal schleicht sie sich an wie ein Dieb. Manchmal quält die Schärfe dieser Erkenntnis nur einen einzelnen Menschen, kaum ein anderer kann dessen Ausweglosigkeit nachempfinden. Manchmal ist es kein Einzelner, sondern eine große Gefahrengemeinschaft, die ihr Verlorensein spürt. Krankheiten und Katastrophen können eingebildet sein oder furchtbar real; und je nachdem kann der Spruch „**Da hilft nur beten**“ eine kleine, gar spöttische Ermunterung sein, die ein ironisch trainiertes Bewusstsein kitzelt – oder aber ein schicksalsschwerer und verzweiflungsnaher Satz, der ein Wunder beschwört. „**Not lehrt beten**“, heißt ein Spruch, in dem sich Geschichte und Welterfahrung spiegeln.

Beten Sie? Mit kaum einer anderen Frage kann man Menschen so irritieren. Die Frage ist peinlich, die Antwort ist peinlich; es offenbart sich in dieser sprachlosen Peinlichkeit so etwas wie eine **transzendente Obdachlosigkeit**. Beten gilt oft als kindlich und kindisch – weil das Gebet meist die erste frühe Begegnung mit dem Glauben war. Und doch sind die frommen Verse, die einem die Oma als Abendgebet gelehrt hat, auf zarte Weise vertraut geblieben. Oft ist Beten daher auch das Letzte, was Menschen in ihrem Leben tun. Alpha und Omega.

Beten Sie? Die Frage gilt als Zumutung, die gestammelte Antwort ist meist auch eine – weil der Beter weiß, dass Beten ohne einen Rest von kindlichem Urvertrauen nicht funktioniert. Beten ist reden mit Gott, mit einem Wesen also, das nicht antwortet. Das ist naiv, das ist seltsam, das ist suspekt, das gilt als ein Überbleibsel der alten und unaufgeklärten Zeiten in einer säkularisierten Welt. Ist das wirklich so? Ist Beten praktizierte Unvernunft?

„Willst du hören von Liebe und Tod“ – so beginnt der mittelalterliche Roman von Tristan und Isolde. Liebe und Tod: In diesen Worten spiegeln sich das Menschenleben, seine Wunder, seine Not, sein Glück und Schmerz. Die Gebete der Menschen kreisen seit jeher darum: Liebe, Tod, Erbarmen. Beten hat mit Grenzerfahrungen zu tun. Beten, sagen die Religionswissenschaftler, sei schlechthin selbstverständlich. Ist das noch so in Westeuropa? In allen heiligen Büchern sämtlicher Religionen ist das Beten einfach da und immer da gewesen. Beten war und ist also ein Menschheitsbrauch. Geht er zu Ende, oder verändert er sich? Ist das Kreuz, das der Fußballer vor dem Elfmeter schlägt, ein letzter Rest des Brauchtums – und das Händefalten in einer Notlage auch? In Umfragen bekennen sich erstaunlich viele Menschen zum Beten.

Das Gebet ist lebendiger als die Kirchen, die es lehren. Es ist deswegen lebendiger, weil man die kirchlichen Lehren und ihre Hierarchie dazu nicht unbedingt braucht; andererseits hängen die Rituale auch daran, dass die Institutionen, die diese Rituale tradieren, weiter existieren. Das Beten gibt der Not eine Sprache, es vermeidet die Sprachlosigkeit in existenzieller Lage. Beten heißt: eine Sprache und eine Geste finden für Glück, Unglück und Wünsche. Da gibt es nichts, was man nicht sagen dürfte – bis dahin, dass der Beter seinen Gott schüttelt und anklagt: „**Warum hast du mich verlassen?**“ „**Warum?**“, klagt der Beter. „**Wie lange?**“, fragt er. Man erlegt sich keine Zensur auf im Gebet. Ist das Glaube? Das ist nicht wichtig. Man kann auch ungläubig beten.

Wichtig ist: Wer Fragen stellt, resigniert nicht. Wer fragt, klagt, bittet, wer aufbegehrt – der hat schon angefangen, etwas zu unternehmen gegen das, was ihm und den anderen angetan wird. Wer es nicht mit dem religiösen Wort „Gebet“ benennen will, nenne es **therapeutisches Selbstgespräch**. Und wenn das, was man Gebet nennt, dabei hilft, der absoluten Sinnlosigkeit standzuhalten, wenn der Tod so nicht das allerletzte Wort hat – dann ist das überhaupt nichts Frömmliches, dann hat das Gebet etwas Österliches: Es hilft beim Wieder-Aufstehen.

Wenn ein christlicher Schriftsteller wie der zu Unrecht vergessene Reinhold Schneider 1936, also vor neunzig Jahren, in seinem berühmten Sonett wider die Nazis schreibt „Allein den Betern kann es noch gelingen / Das Schwert ob unseren Häuptern aufzuhalten“ – dann denkt man sich, dass ein klarer Widerstand der Kirchen erfolgreicher gewesen wäre als die Beterei. Aber das ist überheblich, weil Beten tatsächlich etwas verändert. Es verändert den Betenden.

Dem evangelischen Pfarrer Dietrich Bonhoeffer, dessen Hinrichtung sich jetzt zum 81. Mal jährte, war klar, dass man Hitler nicht wegbeten konnte. Aber aus dem Gebet schöpfte er Kraft zum Widerstand. Es ist die Macht des Gebetes, dass es etwas mit dem Menschen macht, der betet. Es verändert den Betenden. Das Klage- und Bittgespräch macht ruhiger, geordneter, gewisser. Es macht auch mutiger - manchmal so, dass man die Welt tatsächlich ein wenig zum Guten verändern kann. Sie haben, verehrte Frau Bischöfin Elisabeth Hann von Weyern, haben das getan; Sie haben, Du hast liebe Elisabeth, die Nürnberger Welt zum Guten verändert.

Beten kann heilen und wieder mit dem Lebenswillen verbinden. Denn: Hoffnung ist die Durchquerung des Unmöglichen.

Hoffnung ist gelebtes Dennoch.

Heribert Prantl, Prof. Dr. jur. und Dr. theol. h.c. ist freier Publizist, Kolumnist und Autor der Süddeutschen Zeitung. Er war erst Richter und Staatsanwalt in Bayern, dann wechselte er zur Süddeutschen Zeitung, war dort über dreißig Jahre lang Redaktionsmitglied, zunächst als Redakteur für Rechtspolitik, dann 25 Jahre lang Chef erst der SZ-Redaktion Innenpolitik, dann der SZ-Redaktion Meinung. Acht Jahre lang war er zugleich Mitglied der SZ-Chefredaktion. Er ist Autor zahlreicher politischer Sachbücher.